

UPCOMING ARCHITECTS
FACING NEW CONDITIONS

*Pure Freude
an Wasser*



GROHE

Upcoming Architects nehmen Stellung, wie sie den Herausforderungen des globalen Wandels begegnen und wie sie ihre Position als Ideengeber, Neuschöpfer und Qualitätssetzer behaupten.

IM GESPRÄCH MIT SVEN ARETZ M.SC.
UND DIPL.-ING. JAKOB DÜRR,
ARETZ DÜRR ARCHITEKTUR

DIGITAL
TALKS

INTERVIEW MIT SVEN ARETZ M.SC. UND DIPL.-ING. JAKOB DÜRR ARETZ DÜRR ARCHITEKTUR, KÖLN



Sven Aretz M.Sc. und Dipl.-Ing. Jakob Dürr

GROHE: Auf Ihrer Website erwähnen Sie, dass Ihnen ein reduzierter Materialeinsatz, einfache Konstruktionsweisen und wohlüberlegte Fügesprinzipien wichtig sind. Unterscheidet Sie diese Haltung von Ihren Kolleg*innen?

Sven Aretz und Jakob Dürr: Ja, im Vergleich zu vielen Kolleg*innen ist das eine konstruktiv differenzierte Betrachtung. Darin steckt auch das Hinterfragen der baulichen Standards und gleichzeitig das Suchen nach einer Angemessenheit, die für uns ein Weg in Richtung Nachhaltigkeit bedeutet. Explizit drückt sich das im ersten Schritt durch einen reduzierten Materialeinsatz aus. Wir versuchen grundsätzlich so wenig Material wie möglich in ein Gebäude einzubringen. Im zweiten Schritt betrachten wir, welche Potenziale die einzelnen Materialien und Bauteile haben und wie wir diese zu einem sinnigen Ganzen zusammenführen können.

Sie arbeiten viel in der Typologie Wohnungsbau. Manche Wohnungsbaugesellschaften fragen sich, warum in neue Wohnmodelle investieren, wenn die Nachfrage nicht da ist? Was sagen Sie dazu?

Wir müssen in erster Linie daran arbeiten, ein gesellschaftliches Verständnis für den Zusammenhang von knapper werdenden Rohstoffressourcen und dem notwendigen Überdenken unserer Anspruchshaltung an hohe Standards in einer architektonischen Haltung zu

etablieren. Unser Verbrauch steigt, unsere Ressourcen aber sind endlich. Wir beobachten oft, dass an bekannten Raumvorstellungen festhalten wird. Dass es aber oftmals anders besser geht und man einen Weg fern eingefahrener Denkmuster beschreiten kann, ist in vielen Köpfen noch nicht angekommen. Schnell landet man auf dem Weg des geringsten Widerstands. Weiter zurückliegende tradierte Bauformen, die aus gebotener Sparsamkeit und dem Anspruch an Dauerhaftigkeit entstanden sind, waren eigentlich gut. Nach dem Krieg hat sich die Struktur unseres Wirtschaftssystems stark gewandelt; Wechselnde Betätigungsfelder haben Kultur und Gesellschaft prägend verändert. So kam es zum Bruch mit tradierten Bauformen, aber auch mit deren Grundwerten. Und genau da setzen wir jetzt an: Bevor wir mit Bauherr*innen in den Planungsprozess einsteigen zeigen wir Ihnen im Rahmen einer Art ‚Vorlesungsreihe‘, welche Bauweisen es überhaupt gibt und geben ihnen die Möglichkeit, sich mit ihrer Haltung in den unterschiedlichen Baustrukturen einzuordnen. Eigentlich müsste man diesen Prozess in einer größeren Skalierung betreiben und zukünftige Bauherren zu einem wesentlich früheren Zeitpunkt in die Welt der Architektur einführen – z.B. schon in der Schule. Interessant ist die Frage: Woher kommen baukulturelle Traditionen? In der Regel haben traditionelle Bauweisen ihren Ursprung in funktionalen Anforderungen und den damit einhergehenden Gewohnheiten von Menschen. Heute muss man allerdings hinterfragen: Wie viel Funktion steckt noch in Bautraditionen und Bauweisen, die ihre funktionalen Anforderungen und Bezüge verloren haben? Tradition? Müssen wir immer noch bauen wie vor 100 Jahren? Was ist sinnvoll und was muss neu gedacht werden? Eine Suche nach der Angemessenheit.

Haben sich die Bedürfnisse Ihrer Bauherren nach der Pandemie und das Bewusstsein für Architektur verändert?

Das Bewusstsein ist gewachsen. Die Leute werden teils notgedrungen auf ihre vier Wände zurückgeworfen und fangen an, sich kritisch mit den Räumen, in denen sie sich bewegen, auseinanderzusetzen. Einer unserer Bauherren kam neulich auf uns zu und merkte an, dass er innerhalb des zu planenden kleinen Hauses zusätzlich zum Wohnraum einen Rückzugsraum für die Kinder zum Spielen oder für seine Videokonferenzen haben

möchte. Guter, nachhaltiger Wohnraum basiert auf guten Grundrissen. Und genau hier sind wir immer wieder überrascht, wie flexibel Gebäude zum Beispiel aus den 1960er-Jahren sind und mit wie wenig Fläche diese auskommen! Es ist nicht damit getan, in der Landesbauordnung zu sichern, dass wir eine bestimmte Raumgröße und die Räume eine gewisse Mindesthöhe haben. Viele aktuelle Bauten schreiben Räume einer ganz spezifischen Nutzung zu, sind damit statisch gedacht und tragen funktionale Wandelbarkeit nicht in ihrer DNA. Wir sind innerhalb eines strengen Korsetts aus Vorgaben und Normen unterwegs, welche nicht immer darauf ausgelegt sind, gute Ziele zu erreichen, sondern auch die Wege dahin festzulegen. In der Fixierung der Lösungswege und nicht der Ziele sehen wir das Hauptproblem, aus dem wir, im Sinne der Bedürfnisse unserer Bauherren ausbrechen möchten. Wir stellen uns natürlich auch die Frage: Ist nicht zu erwarten, dass sich durch Corona viele Firmen – zumindest räumlich – stark verkleinern werden und sich Wechselmodelle etablieren? Und was passiert mit den Bestandsimmobilien? Müssen wir Bürobauten umnutzen? Es tun sich Veränderungen auf, die wir bereits sehen können. Die große Frage wird sein: Wie kann man dabei die Umwelt schützen und zeitgleich sozialverantwortlich arbeiten?

Können Sie anhand Ihrer Projekte beschreiben, wofür Ihre Architektur steht?

Ein gutes Beispiel dafür ist das Haus D in Oberberg, bei dem es viel Auseinandersetzung mit der Bauphysik gab, weil wir versuchten, ein möglichst einfach gedachtes, damit cleveres Gebäude zu entwickeln. Im Vordergrund stand die Frage: Welche Aufgaben kann die Gebäudestruktur aus sich heraus leisten, ohne technisch groß aufgerüstet werden zu müssen? Also Low statt High Tech. Das besagte Haus basiert auf einem ganz einfachen Prinzip: Es hat zwei große Schleppdächer, die so ausgerichtet sind, dass die Sonne im Sommer draußen bleibt und im Winter reinkommt. Deshalb haben wir auch eine einfache Doppelverglasung ausgewählt, sodass wir im Winter möglichst viel Energie ins Gebäude eintragen. Das konnte die Energieeinsparverordnung nicht abbilden. Das heißt, dieses Haus wurde so berechnet, als ob es die Vordächer nicht gäbe. Das klingt absurd, ist aber so. Das erklären Sie jetzt bitte einmal der Bauherrschaft. Die Lösung wäre dann gewesen, teure Simulation zu fahren...im schmalen Budget privater Bauherren ist das in der Regel nicht darstellbar. Die Frage ist, was bringt uns die Entwicklung alternativer Bauweisen, wenn wir diese nur durch extreme Mehrkosten etablieren können? Wenn die Lösung nur sein kann, dass wir sagen: „Okay, liebe Bauherren, wir erreichen die Ziele auf dem Papier nicht, aber sind überzeugt, dass es klappen wird. Das heißt, wir gehen Risiko ein und brauchen absolutes Vertrauen in unsere Bauherrschaft; und diese in uns! Architektur

ist keine Einbahnstraße. Die Herausforderung liegt darin, Bauherren davon zu überzeugen, in alternative und sinnige Bauweisen zu investieren, die noch nicht im Bewusstsein der Gesellschaft etabliert sind.

Haben Sie als Architekten der jüngeren Generation andere Werte als die Architektengeneration zuvor?

Eine große Frage! Bei der Beantwortung muss man aufpassen, niemandem auf die Füße zu treten, gar ungerecht zu werden. Also wir glauben, dass sich Architektenschaft, Nutzer und Industrie in den vergangenen Jahrzehnten voneinander entfernt haben. Wir haben angefangen, gegeneinander zu arbeiten und das holt uns gerade ein. Wir müssen in der Entwicklung von sinnvollen Bauweisen wieder zusammenfinden.

Wenn der Urbanisierungstrend anhält, welche Lösung bietet Architektur, um mit der zunehmenden Enge umzugehen?

Wir haben aktuell einige Projekte, wo es um Aufstockung und Nachverdichtung geht und wir uns Gedanken machen müssen, wie wir mit wenig Grundstück trotzdem eine gute Wohn- und Lebensqualität erzeugen können.

Wie werden sich die Städte in Zukunft weiterentwickeln?

Bestenfalls mit weniger Individualverkehr. Wir sehen außerdem, dass der Abriss immer mehr an Beliebtheit gewinnt. Wir müssen unseren Bestand, wo möglich, weiterentwickeln und zukunftstauglich machen. Hier spielt auch die Klärung des ruhenden Verkehrs eine entscheidende strategische Rolle. Wir können uns außerdem vorstellen, dass immer mehr Dachlagen nachverdichtet werden und wir uns horizontale Grünflächen erstreiten müssen. Darüber hinaus müssen wir mehr gemeinschaftliche Nutzungseinheiten etablieren, die wirklich Qualität haben, um wieder mit einem kleineren Fußabdruck pro Kopf arbeiten zu können. Wünschenswert wäre, dass perspektivisch das Steuersystem so angepasst wird, dass Eigentum im Sinne der Eigennutzung gefördert wird, denn es ist wichtig, dass Menschen sich mehr mit ihrer Umwelt identifizieren. Einzelne sollte nicht nur für sich denken, sondern sich viel mehr in Gruppen zusammenfinden und in Form von Baugemeinschaften oder Genossenschaften die Stadtentwicklung aktiv mitgestalten. Anderenfalls geben wir Gestaltungsmöglichkeiten innerhalb der eigenen Stadt vollkommen aus der Hand. In unseren Augen ist es notwendig, dass Menschen sich Ort und Raum aneignen können.

Stephan Truby spricht vom „Einigeln in Architekturkonservatismus“, den er derzeit in Deutschland wahrnimmt. Das birgt für ihn

auch die ästhetische Regression in Richtung des Vertrauten und der Rekonstruktion. Wie sehen Sie das?

Wir halten es eher damit, etwas Neues zu entwickeln, das dann die Chance hat, auch irgendwann Tradition und Geschichte zu sein. Dass Altes durch Neues ersetzt wird, ist im Grunde ein fortwährendes Thema, das es in der Geschichte immer schon gegeben hat. Dennoch ist Rekonstruktion, bei der man mit dem Grad der Rekonstruktion frei arbeiten kann, eine spannende Aufgabe. Wenn der Städtebau heute genauso angemessen ist wie damals, kann man den Ort wiederherstellen. Ihm aber dann eins zu eins das alte Gesicht aufzusetzen, finden wir befremdlich. Zum Thema Stadtentwicklung gibt es in Tübingen übrigens ein spannendes Beispiel: Der alte Baudezernent sagte damals, als es darum ging, die Konversionsfläche der französischen Truppen zu entwickeln: „Wir machen jetzt Spielregeln. Wir teilen diese Fläche in Blocks von fünfzig mal fünfzig Meter ein und schaffen damit heterogene Eigentumsverhältnisse.“ Pro Block sollten es mindestens sechs Eigentümer sein. Die Politik schlug damals die Hände über dem Kopf zusammen. Und tatsächlich kamen dann 32 private Bauwillige; brachten einen ordentlichen Haufen Geld zusammen, kauften einen Block und entwickelten ihn. Und so ist es dann immer weitergegangen. Natürlich ist das nicht das Allheilmittel, aber es ist sinnvoll, den Menschen eine Möglichkeit einzuräumen, sich an der Stadtentwicklung zu beteiligen und so einen Anteilspluralismus innerhalb einer Stadt aufzubauen.

Besteht durch die Digitalisierung die Gefahr der Begrenzung der Kreativität und Innovation in der Architektur? Oder bietet sie eine Chance, sich neu zu positionieren?

Es ist schwierig, das jetzt schon zu beurteilen. Wir stehen im Moment an einem Punkt, den wir in zwanzig bis dreißig Jahren noch einmal neu bewerten müssen. Wir befinden uns im Prinzip gerade in einer großen Testphase und stehen vor der Entscheidung: Entweder man zieht sich zurück und findet das alles fies und böse oder man guckt, dass man mitgestaltet, indem man die Hersteller und Softwareentwickler mit einbezieht. Wir sind nicht der Meinung, dass der Entwurf sich durch die Digitalisierung verändert wird. Wenn man das Bewusstsein prägt, wie damit richtig umzugehen ist, ist das Ganze ein Hilfsmittel, das Prozesse wahnsinnig beschleunigen kann. Die Digitalisierung selbst, ist nicht das Ziel. Sie ist ein Werkzeug.